

«Wir haben nicht einmal Kekse im Haus»

Das britische Künstlerpaar Gilbert & George ist beim Besuch in Zürich gewohnt proper gewandet. Dafür zeigen sich die konsequenten Auswärtssesser im Gespräch mit Urs Bühler schockiert ob der Sauberkeit der Stadt

Beim Mittagessen im Zürcher Restaurant «Alpenrose» tragen Gilbert & George je eine andersfarbige Version des gleichen Anzugs. Auf Irish Tweed setzen sie dabei neuerdings, nachdem sie jahrelang das schottische Pendant bevorzugt haben.

Im informellen Tischgespräch vor einem Teller mit Hackbraten und Spätzli beweist das Künstlerduo, das soeben die Retrospektive in der nahen Kunsthalle eröffnet hat, nebst seiner erlesenen Höflichkeit auch die unerhörte Vielseitigkeit seiner Interessen: George will vom ortskundigen Gegenüber zwei ziemlich unterschiedlich geartete Fragen geklärt haben. Erstens hat er offenbar festgestellt, dass in einschlägigen internationalen Anzeigen mehr Sexinzerate aus Zürich zu finden seien als aus fast jeder anderen Stadt, gemessen an der Einwohnerzahl.

Eher weiterhelfen kann der Journalist bei der Bitte um Informationen über Zwingli, für den sich der Künstler brennend interessiert. Er betrachtet fasziniert eine Foto der Statue des Reformators, die er sich unbedingt noch ansehen möchte. Doch dafür bleibt wohl kaum mehr Zeit im dichten Terminkalender während ihres Besuchs. Immerhin eine Viertelstunde aber ist reserviert für das NZZ-Interview vor dem Essen.

Sie sind zwei Personen, aber ein Künstler. Weist man Ihnen in einem Interview die Antworten separat zu?

George: Fühlen Sie sich ganz frei.

Gilbert: Aber kommen Sie etwas näher!

Hat denn jemals einer von Ihnen allein ein Interview gegeben?

Beide: Noch nie.

Willkommen also zurück in Zürich! Erinnern Sie sich an Ihren letzten Besuch?

Gilbert: «The Cosmological Pictures!» 1992 war es, glaube ich.

George: Da waren Sie noch nicht einmal geboren!

Vielen Dank. Aber ich bin exakt in dem Jahr zur Welt gekommen, als Sie beide an der Londoner St. Martin's School of Art zusammenfanden: 1967

George: Also teilen Sie sozusagen ein Geburtsjahr mit uns!

Was ist der Hauptvorteil des Älterwerdens?

George: Den haben wir noch nicht entdeckt.

Gilbert: Nun, wir sind jetzt frei zu tun, was immer wir wollen. Denn es ist sowieso zu spät.

Sie wirkten doch schon immer sehr frei.

Gilbert: Nein, vorher mussten wir leben. Jetzt haben wir unser Leben geführt und können uns viel freier ausdrücken. Vor fünfzig Jahren waren wir die Aussenseiter, die nicht hineinpassten in die moderne Kunstwelt. Aber wir erfanden einen Weg, Bilder zu machen, der vorher nicht existiert hatte.

Welche Rolle behagt Ihnen mehr, jene der Aussenseiter oder die der Etablierten?

Gilbert: Wir waren nie etabliert. Keine einzige Minute!

Sie sagen selbst, berühmt zu sein. Das ist doch eine Form von Etabliertheit?

Gilbert: Gut, wir sind berühmt, all die Angriffe auf unsere Vorstellung von Kunst machten uns berühmt, zumindest in London: Wo immer wir hingehen, wollen die Leute mit uns fotografiert werden. Das ist ziemlich aufregend.

George: Überall, sogar hier, werden wir erkannt.

Kein Wunder, Sie erscheinen ja ständig selbst in Ihren Werken.

George: Wir hatten einmal in Amsterdam eine Ausstellung und landeten nachmittags bei einem Spaziergang zufällig in der Strasse mit all den Sexklubs. Da war ein Mann vor einem Eingang, der sagte: «Willkommen, live fucky fucky, nur 12 Gulden, es beginnt in 5 Minuten, live fu-



Das Künstlerpaar Gilbert (rechts) & George in der Kunsthalle Zürich.

KARIN HOFER / NZZ

cky fucky... morning George, morning Gilbert!... live fucky fucky.» Da wussten wir, dass wir es geschafft hatten.

Was raten Sie jungen Künstlern, die auch berühmt werden wollen?

George: Die fragen uns ständig danach. Wir aber sagen: Da gibt es keinen geheimen Schlüssel. Hier aber sind unsere zwei Ratschläge: Morgen früh, wenn du aufwachst, steh nicht auf, sondern setz dich auf die Bettkante, halte deine Augen geschlossen und überlege: Was will ich der Welt heute sagen? Steh nicht auf, bevor du das entschieden hast.

Und der zweite Rat?

George: Fuck the teachers.

Möchten Sie, dass wir das in den Titel nehmen?

George: Gerne, das ist sehr gut!

Stimmt es, dass Sie beide nie kochen?

Gilbert: Nicht ein einziges Ei. Wir haben nicht einmal Kekse im Haus, nur Instantkaffee.

Sie essen immer auswärts?

Gilbert: Ja, und zwar in vier Restaurants. Eines ist nur für spezielle Gelegenheiten, wenn wir Gäste ausführen, eines fürs Frühstück, eines für den Lunch, und jeden Abend essen wir im «Mangal 1», diesem phantastischen türkischen Lokal. Die haben zum Beispiel diese unglaublichen grillierten Auberginen und die besten Lammkoteletts!

Sie stammen aus Südtirol, Gilbert. Schlutzkrapfen ist so ein wunderbares Wort, mögen Sie diese?

Gilbert: Natürlich! Aber wir nennen sie anders dort, wo ich herkomme: In diesen Tälern der Dolomiten sprechen wir nicht Deutsch, sondern Rätoromanisch, wie in einem Teil der Schweiz.

Kehren Sie manchmal dorthin zurück?

Gilbert: Letzten Sommer, erstmals nach zwanzig Jahren wieder. Meine drei Schwestern und mein Bruder leben dort. Das sind unglaubliche Berge in den Dolomiten, sie sind ganz anders.

Was ist die prägendste Erinnerung an Ihren Besuch in Zürich Anfang 1992?

Gilbert: Ich erinnere mich sehr gut an... wie nannten sie ihn, den Park mit den Drogen?

George: Needle Park. Wir hatten nie so etwas gesehen vorher.

Die Kunst muss heute ja auch die Welt unterhalten.

Denn die Priester machen es nicht mehr.

Sie waren schockiert?

Gilbert: Nicht schockiert, aber erstaunt. Ich dachte nie, dass so etwas in der Schweiz geschehen würde.

George: In England dachte man damals, die ganze Schweiz sei drogenfrei.

Welchen Eindruck haben Sie heute von Zürich? Ist es clean?

Gilbert: Very clean.

George: Very clean.

Zu sauber?

Gilbert: O ja.

George: Wir werden nervös in Städten, in denen kein Streichholz auf der Strasse liegt, kein Dreck sichtbar ist.

Das tut mir leid.

George: Wir wohnen seit über fünfzig Jahren im gleichen Viertel in London. Damals trafen wir dort auf Leute, die vom Ersten und vom Zweiten Weltkrieg geschädigt waren, dann von Sex und Alkohol. All diese Leute starben aus – und junge Drogenabhängige lösten sie ab. Die sind nicht einmal halb so alt wie wir und haben weniger Leben übrig als wir. Ein solcher Junkie kam uns letzte Woche auf dem Trottoir entgegen, ziemlich heruntergekommen, er blutete aus dem Ohr, und er rief uns zu: «Am besten mag ich eure Shit-Pictures!»

Im Haus, in dem Ihre Retrospektive läuft, stand 2016 an der Manifesta eine Skulptur aus getrockneten Fäkalien.

Gilbert: Das ist etwas ganz anderes. Unsere Naked-Shit-Pictures von 1993 waren das Gegenteil von schockierend. Es ging um die moralische Dimension von Scheisse: Leute im Anzug, respektable Künstler, nackt, mit Kot. Wir machten eine Show an einem Ort in Südlondon, den sonst alle mieden. Es kamen täglich tausend Leute.

George: Es gab Einsprachen gegen unsere Werbung dafür. Das Gremium, das über die Rechtmässigkeit von Reklame zu befinden hat, entschied aber zu unseren Gunsten. Es begründete das damit, dass diese Werbung die Ausstellung akkurat beschreibe, also niemanden in die Irre führte. Was für ein Triumph für uns!

Gilbert: Die Kunst muss heute ja auch die Welt unterhalten. Denn die Priester machen es nicht mehr: Die Leute gehen ja in Museen, nicht mehr in die Kirche.

Manche sagen, ohne Sie zwei wäre etwa ein Damien Hirst nicht möglich gewesen.

George: Müssen wir uns jetzt dafür entschuldigen? (Beide lachen ausgiebig.)

Kommt darauf an, was Sie von seiner Kunst halten.

George: Natürlich unterstützen wir jeden Künstler dieser Art. Uns fällt aber auf, wie viele Leute von irgendeiner grossartigen Ausstellung erzählen und dann keine Antwort wissen, wenn man sie nach der Bedeutung des Gesehenen fragt. Könnte man von einem Roman schwärmen, ohne sagen zu können, was er aussagt? Es muss etwas meinen.

Gilbert: Wir wollen keine schöne, leere Form, sondern eine, die zu den Betrachtern spricht, und zwar über das Leben: Sexualität, Politik und so weiter. Und wir machten unsere Aussagen nie um der Provokation willen, sondern weil wir überzeugt waren von unseren Botschaften, wie «Fuck the liberals».

Was haben Sie denn gegen Liberale?

Gilbert: Wir haben sehr viel gegen jene intoleranten Middle-Class-Liberalen, die den anderen immer sagen wollen, wie sie sich zu verhalten hätten, und alles zu wissen glauben. Im Grund soll unsere Kunst das Liberale aus den Bigotten herauschälen und umgekehrt den Liberalen das Bigotte austreiben. In London kann jeder machen, was er will. Das ist die Art von Liberalismus, die uns gefällt.

Und welcher geistigen Strömung entspringt der Brexit?

George: Es ist jedenfalls ein grosser Erfolg, wie einst die Ablösung Amerikas von Grossbritannien – oder wie damals, als wir uns vor Hunderten Jahren von der Kirche Roms lösten. Das war auch eine Art Brexit, danach gab es den Aufstieg des British Empire, die industrielle Revolution und so weiter.

Gilbert: Europa ist nicht die Welt.

Ist die Schweiz diesbezüglich ein Vorbild für Sie?

George: Sie sind nicht wirklich drin da, oder?

Wir haben nur Verträge. Sie sind zwei passionierte Monarchisten, ja?

George: O ja, wir unterstützen sehr stark die Krone.

Gilbert: Auf jeden Fall.

Prinz Harry war einer Ihrer Lieblinge. Hat er Sie sehr enttäuscht?

George: Es ist schade, dass er seine Karriere verloren hat. Er hatte eine enorme Unterstützung, bei den Streitkräften wie bei den Frauen.

Gilbert: Es war ein Fehler. Sehr traurig, dass er seinen Job verloren hat.

George: Aber er ist ja noch jung und sehr gutaussehend, und er wird sich eines Tages scheiden lassen.

Pop-Kultur-Ikonen

urs. · 1967 trafen sich der 1943 geborene Südtiroler Gilbert Prouschund der um ein Jahr ältere Briten George Passmore als Studenten an der Londoner St. Martin's School of Art. Schnell soll den beiden klar gewesen sein: Sie gehörten zusammen, als privates wie als künstlerisches Paar. Schon wenige Jahre später mischten sie als Gilbert & George den internationalen Kunstmarkt auf. Ihre Selbstinszenierung als «lebende Skulpturen» in grauen Massanzügen machte sie bald zu Ikonen der Pop-Kultur, der Turner Prize 1986 war eine frühe Adaption ihrer «Kunst für alle», bei der sie als Urheber und Subjekt zugleich fungieren. Bis am 10. Mai gastiert in den Räumen der Kunsthalle Zürich und der Luma Foundation eine von Hans Ulrich Obrist und Daniel Birnbaum kuratierte Retrospektive, deren Kern die grossformatigen Fotomontagen bilden: Die schwarze Rasterung erinnert fern an Kirchenfenster, der anspielungsreiche Mix aus augenzwinkernden Posen, Exkrementen, Schlagzeilen und dem bunten Leben eher weniger.